

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 129.

Sonntag, 6. Juni.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(B. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

„Soll ich Ihnen einmal sagen“, fuhr der Präsident in seiner Vernehmung fort, „wie ich mir den wirklichen Sachverhalt denke? Sie waren klug genug, einzusehen, daß bei der Stürze des Vorsprungs, den Ihnen ein einziger Tag ließ, der Versuch einer Flucht ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen gewesen wäre. Man hätte Sie sicherlich sehr rasch ergriffen und hätte Ihnen Ihre Beute wieder abgenommen. Da erfannen Sie denn den feinen Plan, das Geld lieber zu verstecken und sich alsdann freiwillig zu stellen, um es nach verbüßter Strafe in aller Gemächlichkeit wieder in Besitz zu nehmen. Die nächtliche Sneipenrunde war nur eine Komödie, die das Märchen von dem an Ihnen verübten Diebstahl glaubhaft machen sollte. Seien Sie endlich einmal aufrichtig, Grewenberg, und antworten Sie mir, ob diese Darstellung der Wahrheit nicht erheblich näher kommt als die Ihrige.“

Der Angeklagte schüttelte den Kopf. „Was ich erzählt habe, ist die lautere Wahrheit, Herr Präsident. Ich kann nichts davon zurücknehmen und nichts daran ändern.“

„Man hat bei der Durchsuchung Ihrer Wohnung freilich nichts von dem Gelde gefunden, aber es wäre ja auch offenbare Narrheit gewesen, wenn Sie es dort versteckt hätten. In der Zeit von fünf Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends hatten Sie Muße genug, einen anderen Schlafwinkel ausfindig zu machen. Die Polizei hat sich bemüht, die Persönlichkeiten zu ermitteln, mit denen Sie in näherem Verkehr standen, und dabei hat sich ergeben, daß Sie eigentlich keinen einzigen näheren Freund besaßen. Ist das richtig?“

„In der Tat, ich führte ein sehr eingezogenes Leben und hatte seit Jahren keinen eigentlichen Freund.“

„Dafür aber scheinen Sie ganz besonderen Neigungen und Liebhabereien gehuldigt zu haben. Es sind bei den polizeilichen Nachforschungen merkwürdige Dinge aus Ihrer Vergangenheit zutage gekommen. Man hat festgestellt, daß Sie sich vor etwa zwei Jahren unter falschem Namen in eine Gesellschaft von Offizieren und anderen Kavaliern eingedrängt haben, und daß Sie sich diesen Herren gegenüber monatelang den Anschein eines vornehmen Mannes zu geben trachteten, bis ein Zufall Ihre Enklartung herbeiführte. Geben Sie zu, daß sich das so verhält?“

Der Angeredete veränderte die Farbe. „Ja“, sagte er leise. „Aber ich habe damit doch niemand geschädigt.“

„Eine betrügerische Absicht scheinen Sie allerdings nicht verfolgt zu haben. Sie sollen sich sogar in Gegenteil Ihren vornehmen Bekannten öfters durch kleine Darlehen gefällig gezeigt haben. Woher haben Sie denn die Mittel dazu genommen? Ihr Gehalt war doch verhältnismäßig bescheiden.“

„Ich legte mir die äußersten Entbehrungen auf, um in jenen Kreisen standesgemäß auftreten zu können.“

„Das ist doch sehr sonderbar. Wie kamen Sie eigentlich darauf? Der Zeuge, dem wir die Mittelung

über die damaligen Vorgänge verdanken, meint, es sei lediglich kindische Großmannssucht gewesen.“

„Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Aber schon seit meinen Knabenjahren fühlte ich mich sehr unglücklich in meiner untergeordneten gesellschaftlichen Stellung. Ich träumte beständig davon, ein vornehmer Mann zu sein und nur mit Aristokraten zu verkehren. Der Umgang mit Beuten aus meinem Stande hatte für mich etwas geradezu Abstoßendes, und ihre Vergnügungen reizten mich nicht. Als ich vor einigen Jahren an einem dritten Orte zufällig die Bekanntschaft eines Grafen machte, der nichts von meinem Namen und meiner abhängigen Stellung wußte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir durch einen unschuldigen Betrug Eingang in seine Kreise zu verschaffen.“

„Nun, wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob der Betrug wirklich ein so unschuldiger war. Jedenfalls hat man Sie, als die Sache ans Licht kam, in jener Gesellschaft sofort fallen lassen. Gaben Sie seither vielleicht das Manöver noch einmal wiederholt?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Es scheint aber, als ob Sie doch darauf ausgegangen wären, eine Gelegenheit dazu zu finden. Ihre Wirtin stellt Ihnen zwar das Zeugnis eines sehr soliden jungen Mannes aus; aber Sie hatten jedenfalls die Gewohnheit, sich mit auffallender Eleganz zu kleiden, und Sie wurden von Ihren Kollegen öfter im Konzert oder im Theater auf einem der ersten Plätze gesehen, wohin Sie Ihrer Stellung oder Ihren Verhältnissen nach eigentlich nicht gehörten.“

„Ich verzichtete oft tagelang auf das Mittagessen, um mir einen solchen Logenplatz kaufen zu können. Dann bildete ich mir ein paar Stunden lang ein, ein reicher und hochgeborener Kavaliere zu sein. Diese Einbildung machte mich glücklich.“

„Eine besondere Form von Größenwahn also! Und nun gestehen Sie endlich offen ein, Angeklagter, daß Sie das gestohlene Geld versteckt haben, weil Sie sich der ganz törichtsten und trügerischen Hoffnung hingaben, mit seiner Hilfe nach verbüßter Strafe irgendwo im Ausland in aller Behaglichkeit das Leben eines solchen Dalnikavaliere führen zu können.“

„Ich habe es nicht versteckt, Herr Präsident, sondern es wurde mir gestohlen.“

Ärgerlich über diese unerschütterliche Hartnäckigkeit wändte sich der Vorsitzende ab. „Sehen Sie sich, Angeklagter! Wir werden jetzt mit der Vernehmung der Zeugen beginnen.“

Es war wenig Neues, was das Verhör dieser Zeugen zutage förderte. Die Untersuchung war mit solcher Umsicht und Gründlichkeit geführt worden, daß die Hauptverhandlung keine bemerkenswerten Aufschlüsse mehr zu bringen vermochte.

Der Bankier Genning stellte seinem ehemaligen Kassierer hinsichtlich seiner bis zum Tage des Ver-

Brechens bewiesenen Pflichttreue und seiner sittlichen Führung das allerbeste Zeugnis aus. Er erklärte, daß ihm Grevenbergs Verfehlung ganz unbegreiflich sei, und daß er sich fast versucht fühle, an die Wahrheit seiner Erzählung über den Verbleib des Geldes zu glauben.

Ähnlich lauteten auch die Aussagen seiner Kollegen. Grevenberg war wegen seines stillen, zurückhaltenden Wesens bei ihnen nicht gerade beliebt gewesen und hatte ihnen für hochmütig gegolten, eine Neigung zu ausschweifendem Leben aber oder irgendeine andere Leidenschaft, die ihn hätte auf die Bahn des Verbrechens drängen können, hatte niemand an ihm wahrgenommen.

Das Bild, das seine Wirtin, bei der er schon seit mehreren Jahren gewohnt, von seiner Lebensführung entwarf, ließ ihn vollends in günstigstem Lichte erscheinen. Er war nach ihrer Schilderung geradezu ein Muster von Ordnung und Solidität gewesen. Abgesehen von den Ausgaben für seine Kleidung habe er sich bei der Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse einer so weitgehenden Sparsamkeit befleißigt, daß sie ihn geradezu für geizig gehalten habe.

Über die Vorgänge am dem Tage des von Grevenberg verübten Diebstahls wußte sie nicht viel zu sagen. Ihr Mieter war, wie immer am Samstag, etwas früher aus dem Geschäft gekommen, hatte sich umgekleidet und war nach kaum halbstündigem Verweilen wieder fortgegangen, um erst spät in der Nacht zurückzukehren. Bei dieser Heimkehr habe er in seinem Zimmer ein solches Gepolter gemacht, daß sie gleich auf die Vermutung gekommen sei, er müsse sich gegen seine Gewohnheit betrunken haben. Der fürchterliche Raufhauer, unter dem er am nächsten Tage gelitten, und sein miserables Aussehen hätten ihr dann die Richtigkeit dieser Vermutung bestätigt.

Eine Anzahl anderer Zeugen noch mußte nach und nach vor den Richtertisch treten; aber ihre Aussagen bildeten nur eine Bestätigung dessen, was schon bei der Vernehmung des Angeklagten zur Sprache gekommen war. Irgend ein Anhalt für den Verbleib der gestohlenen Summe war aus ihren Bekundungen nicht zu gewinnen. Die eindringlichen Mahnungen, die der Vorsitzende immer aufs neue an Paul Grevenberg richtete, hatten keinen anderen Erfolg als den, daß er mit unänderlicher Bestimmtheit wiederholte, die Summe müsse ihm an einem Orte, den er nicht mehr nennen könne, von einem Unbekannten gestohlen worden sein.

So erhob sich denn nach mehrstündiger Verhandlung der Staatsanwalt zu seinem Plaidoyer, das nach dem Geständnis des Angeklagten und nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme ziemlich kurz sein konnte. Auch er gab der Überzeugung Ausdruck, daß Grevenberg das Geld versteckt und die Geschichte von seiner Beraubung nur erfunden habe, um sich nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis die Leute zu sichern. Er beantragte trotz der bisherigen Unbescholtenheit des Angeklagten, mit Rücksicht auf das jetzt von ihm bewiesene Raffinement, die verhältnismäßig hohe Strafe von zwei Jahren Gefängnis nebst entsprechendem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Stellung unter Polizeiaufsicht.

Der Gerichtshof zog sich zu kurzer Beratung zurück, um dann das Erkenntnis zu verkünden, das nach dem Antrage des Staatsanwalts lautete.

„Sie hören, daß Sie zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden sind“, wandte sich der Vorsitzende an den Angeklagten. „Haben Sie noch irgend eine Erwägung abzugeben?“

Paul Grevenberg war totenbleich; aber er stand aufrecht da, und seine Stimme klang fester als zuvor, als er erwiderte: „Nein. Ich nehme die Strafe an und bitte nur um die Erlaubnis, sie sogleich antreten zu dürfen.“

(Wortsetzung folgt.)

Ohne Leiden bildet sich kein Charakter, ohne Vergnügen kein Geist. Feuchtersleben.

Unterwegs nach Italien.

Unser Wiener Berichtersteller schreibt uns; Ein kleiner Alpenock, anderthalb D-Zug-Stunden von Wien, am Fuße des Semmering, dort hat uns vor zehn Monaten die Kriegserklärung an Serbien überrascht. Dort waren wir zu kurzem Verschnaufen in diesen Tagen der Mobilmachung gegen Italien. Und wiederum donnerten rastlos bei Tag, bei Nacht — wie damals — die Militärzüge über den Viadukt, der sich von Semmeringberg zu Semmeringberg spannt. Klummen umkränzten — wie damals — die Wagen, die Proklasten der Kanonen, die Mühen der Soldaten. Und — wie damals — sangen die Soldaten, winkten die Leute am Weg mit Hüten, Luchern, Schürzen, und durch einen Braus vor „Hoch!“ und „Hurra!“ fausten die Jüge der Südbahnstrecke dahin. Wie damals! Nur daß sie jetzt nicht jenseits von Graz und Warburg und Cilli östlich gegen Kroatien, Herzegovina, Bosnien, sondern westlich ins Görzische und Kärntnerische abbiegen werden. Aber hier merkt man das nicht. Die Welt scheint still gestanden zu sein, ein volles Jahr. Praustend stehen die Wälder, hoch und strotzend die Halme im Feld und schwer von Blüten die Sträucher in den Gärten. Nur daß sie damals Rosen trugen im August und nun, da es Mai ist, die blauen Dolden des Flieders. Ja, selbst die zitternd erregten Gemüter der Menschen haben — trotz einem Weltkriegsjahr — fast das gleiche Gefühl flammender Empörung; denn veranlaßt hat diesen wie jenen Krieg ein Geschehnis, das sich für gemeinmenschliches, ich möchte sagen, privatrechtliches Empfinden als gleich gefühltes Verbrechen darstellt: der Brünzermord der Serben und der treubruchige Betrug Italiens sind für unser Empfinden, sind für die faustballende Entrüstung dieser Leute alles eins.

Die Zeit scheint stehen geblieben in diesem Tal, das den Krieg nur vom Vorüberfahren kennt. Und doch. Dieses „Vorüberfahren“ ist anders: Gebräuntere, ja gefährdere Gesichter als vor zehn Monaten schauen aus den Türen der Militärzugswagen. Freiluftgesichter, die schon Monate und Monate im Felde waren (keine Stubengesichter, bleich und blutlos wie damals). Und ich muß an das Wort eines Regimentsarztes denken, das er mir vor vier, fünf Monaten im Winter sagte: „Wer ohne dauernde Verwundung oder ohne eine chronische Krankheit aus dem Felde heimkehrt, bringt sich einen unversehrlichen Fundus von Gesundheit fürs ganze Leben mit.“

Ganze Jüge solcher Kraft- und Gesundheitshamster rollen durch die Halle. Frische, neu „gebrüllte“ Truppen und andere, die direkten Weges aus dem Sieg in Galizien in neues Kriegen und neues Siegen fahren. Das nimmt sich nun ganz wunderbar aus: Auf dem Waggon steht mit Kreideschrift: „Auf nach Warschau!“, „Rache für Przemyśl!“ — und die Wagen eilen ans andere Ende der Kriegswelt nach Italien. Gute Fahrt, Leute! Auch in der Lombardei läßt sich Przemyśl rächen und Warschau bezwingen, mit Gottes Hilfe. Das heißt: auf dem Wagen steht das erschütternd tapfere und einprägenswerte Wort: „Gott strafe England, die Russen strafen wir.“

Nun wird es eben Italien sein. Macht das einen Unterschied? Ein Zug mit deutscher Landwehr fuhr von Wien aus neben uns her. Sie hatten Uniformen und Mühen, die den österrreichischen Feldgrauen fast zum Verwechseln gleichen. Und die Wiener im Zivilzug wußten nicht recht, was das für Leute wären und — damals, am Pfingstsonntag morgens, war von Italien der Krieg noch nicht erklärt —, wohin die Reise ginge. Also fragte einer, als die Jüge hielten: „Wohin geht's denn?“ Und ein Deutscher, ja, solch ein begeisterte-würdiger deutscher Landwehrmann sagte mit der stoischsten Ruhe von der Welt: „Vorläufig mal nach Italien!“ „Vorläufig!“ sagte er, wirklich „vorläufig!“ Und in dem unbestimmten Bestimmungswort der Zeit war alles drin, was deutsch ist, Deutschlands Kraft und Befensmacht, und wovon deutsche Blieder singen: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ...“, besonders aber: „Und wenn die Welt voll Feinden war...“ Vorläufig aber geht es nach Italien.

Aus der Kriegszeit,

Italiens Stiefelsohlen!

Schon aus der Schule ist bekannt,
Italien ein Stiefel wird genannt;
Zwar sind die Sohlen weggerissen,
Doch sind zwei Freunde jetzt beflissen
Und wollen gründlich ihn versohlen —
Italien soll der Teufel hosen!

Kr.

Die Fahnen der Auslandsdeutschen im Münchener Hauptbahnhof. Zur Aufbewahrungsraum für Handgepäck im Münchener Hauptbahnhof hängen seit September v. J. oberhalb der lagernden Gepäcksstücke etwa zwölf verzierte deutsche Fahnen — Fahnen, die vom deutschen Heerespflichtigen und Kriegsfreiwilligen stammen, denen es nach Ausbruch des Krieges noch gelungen war, aus dem Ausland ins deutsche Vaterland zu gelangen. Da sieht man eine schwarz-weiß-rote Fahne mit Bändern in den brasilianischen Landesfarben: sie machte mit einem kleinen Trupp Heerespflichtiger die Reise von Südamerika über Südwesteuropa bis zur ersten großen Stadt des Reiches von der Südgrenze her. Auf dieselbe Weise kam die nächste von Mexiko: ein dreifarbiges Flaggentuch an einem Haselnußstab, geschmückt mit einem Kranz mexikanischer Feldblumen. An einem langen Schilfrohr sind die Fahnen befestigt, um die sich deutsche Krieger aus Ägypten geschart hatten; einen besonderen Schmuck dieses Feldzeichens bildet die Spitze aus Weißblech. Die Fahne, welche Angehörige unseres Landsturms aus Rumänien mitgeführt haben, ist mit verschiedenen Bändern in den rumänischen, ungarischen und österreichischen Landesfarben geziert. Auf dem weißen Flaggensfeld dieser bunten Fahne steht mit Farbstift geschrieben: „Der deutsche Landsturm aus Rumänien und dem Orient folgt dem Ruf zur Fahne“; herzliche Widmungen schrieben deutsche Frauen und Angehörige der ungarischen Honved-Landwehr auf die Bänder. Die Fahnen spitze aber ziert ein Strauß großblütigen rumänischen Kees. Alle diese Fahnen, zu denen sich übrigens auch solche aus Gauen des Deutschen Reiches gesellen, sind nicht etwa aus dem Münchener Hauptbahnhof oder gar im Gepäckraum vergessen worden. Vielmehr wurden sie ganz vorgelegt zu tarifmäßigen amtlichen Aufbewahrung übergeben, und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, daß sie nach Beendigung des Krieges von den Siegern wieder in die neue Heimat mitgenommen werden.

L. F.

Pariser Abendbummel im Dunkeln. Das „Journal des Débats“ bringt ein sehr bezeichnendes Stimmungsbild über das Halb Dunkel, das über Paris liegt und in der Dichtsprache mit „Gris minimum“ bezeichnet wird. Dieser letzte Schimmer von Grau würde auch eine hübsche Farbe für ein vornehm unaußfälliges Kleid abgeben. Über diese Dunkelheit breitet der Frühling die Zartheit des nächsten Wommels aus, und die Pariser können sich nicht entschließen, schlafen zu gehen. Vor dem Theater Gymnase hört man in der Dunkelheit jenen Lärm, der abends in den südlichen Städten schwirrt. Die Kühle sind im Kreise aufgestellt, und die Unterhaltung geht hin und her. Von dem Kriegs und den Abwesenden wird kaum gesprochen. Bemerkungen wie: „Er ist in Ypern“ verhallen bald. Man kann sich kaum sehen und stößt sich zuweilen, doch jeder macht seinen gewohnten Abendbummel. In einiger Entfernung bemerkt man einen überraschenden Lichtschimmer. Wie in früheren Zeiten scheinen Leute an der Porte Saint-Denis versammelt, wo sie einst den Autobus erwarteten. Es ist ganz ruhig auf der Straße, und diese Stille wird nur durch den Klang einiger Stimmen unterbrochen. Wenn man sich der Menschenansammlung und dem Lichtschimmer nähert, sieht man voller Staunen, daß man sich an der letzten Stätte, an der noch Abendbrot im Freien zu haben ist, befindet. Auf kleinen Tischchen brennen Windlampen, Karaffen mit Zitronenlimonade stehen umher, da und dort erblickt man eine Kuchenkübel. Leute der verschiedensten Klassen drängen sich am Büfett. Einige kommen aus dem Theater, andere, Arbeiter mit der Mütze auf dem Kopf,

strecken die Hand nach dem Bierkrug aus, Frauen ohne Hut drängen sich dazwischen. Es wird kaum gesprochen. Jeder hält sein Glas hin und trinkt mit jenem Ernst, als ob er sich an der Quelle eines berühmten Badeortes befände, der Engel der Mäßigkeit schwebt über diesem „Festgelage“ . . . „Es tut wohl, wenn man sich überlegt, wie mäßig wie geworden sind. So mancher, der vom Durst gequält, zu Fuß nach Hause eilt, erinnert sich, wie schön es war, als er früher um Mitternacht köstliches Bier in die Kehle strömen lassen konnte. Doch er überlegt, daß Krieg ist, und sein Durst ist verstaubt. Er zieht eine Zigarette heraus und will in einem Tabakladen Streichhölzer kaufen. Da fällt ihm ein, daß alle Läden geschlossen sind. „Daran hätte ich auch denken können“, sagt er sich, man lernt in Kriegszeit vorsorglich und vorsichtig werden. Plötzlich hebt er die Blicke zu einem fleckigen Himmel auf, das zwischen den Dächern sichtbar wird. Jemand zeigt nach einem schimmernden Stern und ruft: „Ein erleuchtetes Flugzeug!“ Es ist der Traum aller Pariser, diese von den Flugmaschinen getragenen Lichter zu verfolgen, die wie Feuer des St. Lorenzstroms vorübergleiten. Dieses Flugzeug scheint sich garnicht zu bewegen. Jemand erklärt, daß es zu hoch ist, um seine Bewegungen verfolgen zu können. Man diskutiert darüber. Indessen setzt der Stern seinen ruhigen Weg um die Achse der Pole fort: es ist der Regulus, und der ruht auf Löwentagen . . .“

Von den Lannern der Geschosse erzählt Generaloberarzt Dr. Brettnner in einem inhaltreichen Aufsatz, den er in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht, eine Reihe von merkwürdigen Beispielen. Besonders haben sich Geldstücke gegen Treffer von einer gewissen Durchschlagskraft als Lebensretter bewährt. So wurde ein Taler, den ein Mann in der Hosentasche trug, von einem Geschöß getroffen, wie ein Fingerring ausgestülpt und tief in die Muskulatur bis zum Oberschenkelknochen fortgerissen; durch seinen Widerstand hatte das Geldstück offenbar einen Knochenbruch verhindert. Drei aufeinanderliegende Taler in einem Brustbeutel gaben einen wirksameren Schutz, indem sie das Geschöß nicht nur völlig aufhielten, sondern so starken Widerstand leisteten, daß das Geschöß selbst zu einer Platte gedrückt wurde, auf der sich ein Abdruck der Talerschrift einprägte. In ähnlicher Weise hat auch das Eiserne Kreuz einem Unteroffizier als Schutz gedient, indem es mit der Mitte das Geschöß aufhielt, während seine Arme sich nach vorn umbogen. Eine Reihe von Fällen ist bekannt geworden, in denen die Uhr als Lebensretter wirkte. So wurde im November 1914 bei Ypern die Uhr eines Unteroffiziers durch einen Wehrschuß auf 40 Meter Entfernung getroffen; das Geschöß ging glatt durch die Lunge. Der Unteroffizier konnte geheilt werden. Bei Arras wurde ein Infanterist im Liegen getroffen, und er glaubte einen Bauchschuß erhalten zu haben. Das Geschöß war jedoch in der stark verbogenen Uhr stecken geblieben. Auch durch andere Gegenstände, die am Körper getragen werden, wird gelegentlich die Geschößwirkung abgeschwächt. Am Ende eines 45 Zentimeter tiefen Schußkanals steckten drei Hosentümpel und drei verbogene Kupfermünzen; der Verwundete wurde geheilt. In andern Fällen tragen freilich gerade solche harten Gegenstände, die in der Kleidung getragen werden und die das Geschöß in die Wunde mit hineinreißt, zur Verschlimmerung der Verletzung bei. So wurde einem Unteroffizier der Revolver, den er in der Hosentasche trug, in den Oberschenkel gesteckt und zertrümmerte den Knochen; der Fall verlief tödlich. Auch Gebrauchsgegenstände, die nicht im Waffenrock selbst mitgeführt werden, können den Lauf der Geschosse aufhalten. Der merkwürdigste Fall ist der eines deutschen Geschößes, das in einem englischen Patronenrahmen zwei Patronen durchbohrte, während es in den beiden andern Patronen stecken blieb und nur mit der Spitze aus dem Ausschuf der letzten hervorragte. Zum Schluß wird eine eigenartige Rettung durch Ausbiegen des Körpers angeführt. „Das Verdienst gebührt einem Keinen Lebewesen, welches stets der Verachtung preisgegeben war und jetzt im Kriege außerdem noch als böswillige Meuchelmörderin, als Verbreiterin des Fleckfiebers, entlarvt worden ist, einer Laus. Der Grenadier B. eines Landesregiments empfand beim Vorgehen ein krabbelndes Unbehagen in der Kniekehle und bückte sich, um mit der Hand die Schwärze seiner Gesechtstätigkeit zu besichtigen. Da fiel sein Hinterrücken, von vorn getroffen, tot nieder. Die Leiche der Lebensretterin prangt im Kamillarium.“

Schach

Alle die Schachbezüglichen Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatt zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

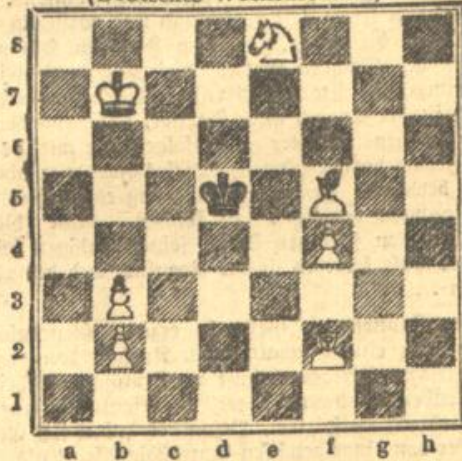
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 6. Juni 1915,

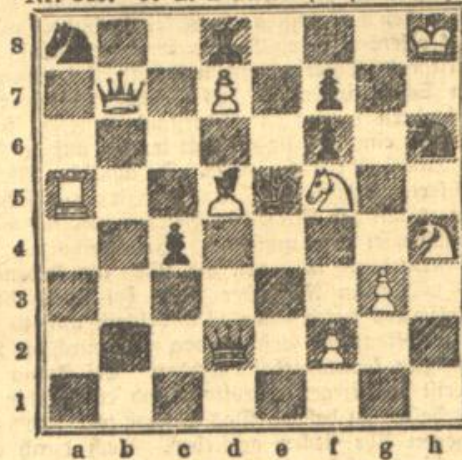
Aufgaben.

Nr. 339. E. Körper in Wiesbaden. (Deutsches Wochenschach.)



Matt in 4 Zügen.

Nr. 340. J. G. Dunka †. (2. Preis.)



Matt in 2 Zügen.

Georg Justin Dunka, einer der begabtesten ungarischen Problempromotisten, hat leider kürzlich in den Karpathen-Kämpfen den Heldentod gefunden.

Nr. 338 ist durch einen weißen Turm auf h2 zu ergänzen.

Partie Nr. 127 (Spanisch).

Aus dem Turnier zu Mannheim 1914.

Weiß: Flamborg. — Schwarz: Bogoljubow.

- | | | | |
|-------------------------|---------|---------------------------|-------------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 13. h2—h3 | S e4×f2 l |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 14. T f1×f2 | L d6—c5 |
| 3. L f1—b5 | a7—a6 | 15. D d1—f1 | T a8—e8 |
| 4. L b5—a4 | Sg8—f6 | 16. L c1—d2 | T e8—e5 |
| 5. d2—d4 | S f6×e4 | 17. T a1—a4 | D h4—e7 |
| 6. 0—0 | b7—b5 | 18. b5×a6 ¹⁾ | L b7×a6 l |
| 7. S f3×e5 | S c6×e5 | 19. D f1×a6 ²⁾ | T e5—e1 † |
| 8. d4×e5 | d7—d5 | 20. K g1—h2 | L e5×f2 |
| 9. e5×d6 | L f8×d6 | 21. S b1—c3 | D e7—e5 † |
| 10. L a4—b3 | L c8—b7 | 22. T a4—f4 ³⁾ | g7—g5 |
| 11. a2—a4 ¹⁾ | 0—0 | 23. D a6—b5 | g5×f4 |
| 12. a4×b5 | D d8—h4 | 24. L d2×e1 | L f2—g3 † ¹⁾ |

¹⁾ Dieser Angriff ist verfrüht, Weiß sollte sich mit S b1—d2 schnell zu entwickeln trachten, denn die schwarze Figurenmacht ist überwältigend. — ²⁾ Dazu war keine Zeit mehr. Die einzige Chance bot S b1—c3. — ³⁾ Wenn

T×a6, so gewinnt T e5—f5. — ⁴⁾ Erzwingen, denn bei 22. L d2—f4 folgt T e1—h1 † 23. K h2×h1, D e5—e1 † 24. K h1—h2, D e1—g1 matt. — ⁵⁾ Ein hübscher Schluß. Nach 25. L e1×g3, f4×g3 † 26. K h2—g1, D e5—e3 † ist Weiß im Mattnetz. (Voss. Ztg.)

Auflösungen:

Nr. 334 (2 Züge). 1. K c4. Nebenlösung: 1. T×e2.

Nr. 335 (2 Züge). 1. K e6.

Nr. 336 (3 Züge). 1. T e8, K×c5 2. S e6 †; 1...., S d2 2. S g7 †; 1...., ∞ 2. S f3 †.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Dr. Ml. und Wdw. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu Nr. 236 auch Max Deubert und zu Nr. 334 K. W. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

—fürst, —ter, Gel—er, Or—, —gel, Ne—.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach an Stelle der Striche gesetzt die übrigen Wortteile zu bekannten Hauptwörtern ergänzen.

Rösselsprung. (Marinelied.)

		für	ra	gen	manns		
	Hur	jun	lun	und	kräft	an	
en	kai	ihr	reich	bug	wohl	see	den
deck	deutsch	gen	ser	gen	ruf	aus	auf
für	blau	lasst	ü	die	und	re	ner
für	bers	lands	lasst's	dem	gleich	durch	heck
	re	gott	brau	nen	mee	kei	
	dröh	eh	mit	sen			

Kriegsrätsel.

Durch Berg und Tal, um Baum und Haus Gewaltig das Erste zieht.

Das Zweite drückt ein Verhältnis aus, Das Dritte am Sabel man sieht,

Das Ganze: ein starkes Kommandowort, Trompetenstoß, Trommelschlag! Hurra! Jetzt gilt's! Auf die Feinde dort, Daß Sieg uns werden mag! -ii.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 247.

Bilderrätsel: Generaloberst von Heeringen. — Tauschrätsel: Lasso, Kutte, Haft, Meter, Eugen, Biene, Rose, Acker, Zahn, Schwein, Zank, Leder, Reh, Arm (Luftgeschwader). — Scherzrätsel: Vielleicht. — Schieberätsel: Kluck, Below. — Scharade: Goldregen. — Umstellrätsel: Pein, Pelz, Zeppelin.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Vogel mit den goldenen Federn.

Von Otto Promber

In armer Fischer an der Nordküste Norwegens fuhr einst auf seinem Boote in einen der vielen tief ins Land reichenden Meereseinschnitte, die gewöhnlich von steilen, oft riesenhaft hohen Felsbergen eingefasst sind und welche man allgemein mit „Fjords“ bezeichnet. Weniger die Aussicht auf einen guten Fang als vielmehr die Neugier bewog ihn, die abgelegene romantische Einbuchtung zu befahren. Bald stieß er auf etwas sehr Rätselhaftes. Am felsigen Strande erblickte er einen großen Vogel, der einem Adler nicht unähnlich, immerhin aber noch ein gutes Stück größer als dieser war. Dieser Vogel, der unbeweglich auf einem Felsstücke hockte und regungslos ins Wasser blickte, hatte goldene Flügel. Unser Fischer war hierüber höchst verwundert. Er kannte wohl Vögel mit braunem, grauem, weißem und schwarzem Gefieder, hatte auch wohl einmal in einem Käfig einen Papagei mit grünen und roten Flügeln gesehen, aber ein Vogel, der goldig glänzende Fittiche besaß, war ihm neu. So ruderte er denn langsam auf das seltsame Tier zu und duckte sich, um es nicht zu verschrecken. Der Vogel ließ den Fischer ruhig herankommen und rührte sich nicht. Diese Gleichgültigkeit beunruhigte den Mann beinahe. Schade, daß ich keine Büchse mitgenommen habe, dachte er, man kann doch nicht wissen, was einem zustoßt, wenn nicht von Menschen, so doch von Tieren! Abzulegen — ist es nicht wertvoll, einen solchen Vogelriesen mit Goldflügeln zu erlegen? Daß man auch immer dann die Waffe daheim läßt, wenn man sie am besten brauchen könnte! Bald aber sollte unserm Fischersmann noch eine ganz andere Aueraschung zuteil werden.

Als er den sonderbaren Vogel fast erreicht hatte, hörte er ihn sprechen, als ob er einen leibhaftigen Menschen vor sich habe. „Komme zu mir und fürchte dich nicht“, rief das Tier, „aber tue auch mir nichts zuleide. Ich bin der Prinz von Galhambra-frie, einem fernen Inselnland, das noch kein Mensch je entdeckte.“

„Du, und ein Prinz?“ sagte der Fischer und schüttelte den Kopf. „Ich glaube doch wohl, einen Vogel vor mir zu haben. Wie aber kommst du zu unserer Sprache?“

„Das eben ist's“, gab der Vogel zurück. „Ich war einst ein Mensch wie du, aber ein Zauberer, der in diesen Bergen als Einsiedler lebte, hat mich in diese Gestalt verwandelt.“

„In diesen Bergen wohnte kein Zauberer.“

„O doch! Sonst säße ich wohl in dieser Gestalt nicht hier.“ Vor zehn Jahren war's, als ich mit meiner jungen Frau, der schönen Saridge, im Prachtschiffe Jff-Jff eine Lustreise unternahm. Wir kamen in diese felsige Einöde und warfen hier Anker. Am nächsten Morgen ging ich auf die Jagd. Gar nicht lang dauerte es, da sah ich einen Boß

auf schmaler Felswand. Ihm nach! war mein erster Gedanke. Doch da Saridge eine leidenschaftliche Jägerin war, folgte sie mir. Kaum aber hatten wir das Tier auf Schußweite erreicht, als es sich plötzlich in einen langen, hageren Mann mit schneeweißem Barte verwandelte. „Weh' euch!“ rief dieser. „Warum stört ihr den Frieden meiner Wildnis?“ Und schon hatte er einen goldenen Stab hervorgeholt, den er hoch emporhielt. Blitzschnell riß ich meine Waffe an die Schläfe, aber eben, als der Schuß frachte, rief er: „Mann — werde ein Vogel mit goldenen Flügeln! Weib — werde ein Fisch mit goldenen Flossen!“ In diesem Augenblick fiel er auch schon samt seinem Zauberstab ins Meer, zugleich aber auch meine schöne Saridge, die sich im Falle zu einem Fische verwandelte. Ich jedoch schrumpfte zu einem Vogel zusammen mit goldschweren Flügeln.“

— und kannst nicht fliegen?“

„Aber wie will ich, wo mir die Fittiche gleich Bleigewichten am Körper hängen?“

„Und hast du deine Frau nie wiedergesehen?“

„Ne.“

„Ist der Zauberer tot?“

„Meine Kugel hat ihn getroffen.“

„Wie aber soll ich dir helfen?“

„O, du kannst, wenn du willst! Ich würde dich fürstlich belohnen und dir ewig dankbar sein.“

„Aber was soll ich dann tun?“

„Bist du ein Taucher?“

„Gewiß. Oft schon suchte ich nach Muscheln.“

„So tauche an der Stelle, wo dein Boot steht, ins Wasser und suche den Zauberstab. Hast du ihn gefunden, so geling es dir gewiß, mich in meine ursprüngliche Gestalt zurückzuverwandeln. Aber ich glaube, du mußt dabei das Wort „Gold“ erwähnen, wie es der Zauberer tat, sonst hat der Spruch keine Kraft.“

„Doch wo ist dein Schiff?“

„Der Sturm riß es eines Tages hinaus ins Meer; die Mannschaft aber war mit dem Augenblick, wo ich zum Vogel verwandelt wurde, verschwunden. Seitdem erblickte mich ein Jäger, der auf mich anlegte, aber schreiend davon lief, als ich ihm menschliche Worte zurief.“

„Ja, dieses Fjord ist völlig vereinsamt. Man sagte von jeher, diese Gegend sei verrufen, und es geschehen hier Dinge, die sehr merkwürdig wären. Ist das aber alles wahr, was du mir soeben gesagt hast?“

„So wahr, wie du mich jetzt als einen Vogel siehst.“

„Dann will ich's wagen!“ Sofort entledigte sich der Fischer seiner Kleider und stürzte sich kopfüber ins Wasser, um auf den Grund zu tauchen. Der Vogel aber lief aufgeregt am Strande hin und her, und die Federn seiner

Brust hoben und senkten sich unter dem Pochen des Herzens. Nach drei Minuten tauchte der Fischer wieder auf und schwenkte triumphierend den goldenen Stab. Indessen war er so erschöpft, daß ihm das Blut aus Mund und Nase drang und er lange nicht zu reden vermochte. Endlich holte er tief Atem. „Ich habe auch Saridge gesehen!“ stieß er hervor. „Als ein mächtiger Fisch mit goldenen Flossen lag sie zwischen Seerosen und Muscheln und blickte mich so sonderbar an.“

„O, du braver Mann, wie bin ich dir dankbar!“ jubelte der Vogel. „Saridge lebt! O welches Glück! — Saridge lebt! Und sahst du den Zauberer?“

„Ein paar Knochen und einen silbernen Gürtel sah ich liegen.“

„O du Glücksbote! So ist er tot. Den Gürtel trug er, als er ins Meer stürzte. Nun aber nimm den Bann von mir und entzaubere mich!“

Der Fischer hob den goldenen Stab empor und rief mit lauter Stimme: „Werde zu dem, der du früher warst, mit allen deinen goldenen Gütern!“

Und siehe da, der Vogel verflüchtigte sich in Farben und Umrissen und verdichtete sich wieder, aber zu der Gestalt eines Menschen in kostbarer Gewandung. Im nächsten Augenblick lag der Prinz, vor Freude weinend, an der Brust des Fischers. „Herrlicher Erretter, nun vollende dein großes Werk und bringe mir meine geliebte Saridge!“ rief er. „Als dann ist uns allen geholfen und wir fahren zurück nach Galhambra-Frie, meinem Inselreich. Du aber bist, so lange du lebst, mein erster Minister.“ — Der Fischer, obwohl keinen Dank schuldig, küßte in seiner Bescheidenheit die Hand des Prinzen und stürzte sich alsogleich zum zweiten Male ins Meer, den goldenen Zauberstab mit den Zähnen fassend. Unten angekommen sah er wieder den Fisch, der ihn mit großen Augen anblickte. Aber so viel ihn der Fischer auch mit dem Stabe anrührte, eine Prinzessin wurde nicht daraus. Ohne etwas verrichtet zu haben, mußte der Fischer zum Prinzen zurückkehren. Dieser schlug sich an die Stirn. „O wie töricht ich war!“ rief er, „nur das Wort kann Saridge erlösen, wie es mich erlöste.“ Nun nahm der Prinz den Zauberstab, und während der Fischer sich ankleidete, rief er: „Meer mit deinen Schätzen, rausehe zurück, daß ich den Fisch mit den goldenen Flossen vor mir liegen sehe!“ Kaum war das letzte Wort verhallt, da begann ein Brausen und ein Sprudeln, als ob das Meer kochte. Und auf einmal wölbte sich die Flut nach dem Grunde zu, bis der Riesenfisch mit den goldenen Flossen hervortauchte.

„O“, rief es da plötzlich von unten herauf, „endlich kann ich wieder reden! Endlich habe ich dich wieder. Endlich kommt die Erlösung!“

„Ja, Saridge“, rief ihr der Prinz zu, „verwandle dich wieder in die, die du früher warst, mit all deiner goldenen Liebe, und komme her an meine Seite!“

Da schien der Fisch zu zerfließen, und neben dem Prinzen erschien ein reizendes Weib, das ihm um den Hals fiel. „Gerettet!“ jubelte Saridge.

„Verloren und wiedergefunden!“ jauchzte der Prinz. Dann aber nahm er sein Weib an der Hand und führte es zu dem armen Fischer, der bescheiden abseits stand.

Herrlich drückte sie ihm die Hand. „O du tapferer Mann“, rief sie, „alles, alles haben wir dir zu danken. Denn wärest du nicht gekommen — wer weiß, wie viele Jahre mich noch das schwere Gold an den Grund des Meeres gefesselt hätte; wer weiß wie lange ich noch hätte warten müssen, bis mein teurer Gemahl mir wiedergegeben worden wäre.“

„Jawohl“, sagte der Prinz, „alles sind wir ihm schuldig. Mein Lebensretter, komme jetzt mit in mein Reich als erster Staatsbeamter von Galhambra-Frie. Willst du?“

„Nicht doch“, wagte der Fischer zu erwidern, „denn ich liebe zu sehr meine Küste, die mich großgezogen hat. Aber wenn ich bitten darf —“

„Nun?“

„So gebt mir den Zauberstab.“

„Von Herzen gern. Vorher aber befehle ich mein Prachtschiff Jff-Jff herbei mit allen Mannen und goldenen Schätzen.“

Und siehe da, ferne tauchte ein mächtiger Dreimaster mit Segeln und bunten Wimpeln auf; die Matrosen schwenkten die Mützen und Freudenböller schollen durch das einsame Fjord.

Bald segelte der Prinz mit Saridge davon.

Der Fischer aber steckte den Stab in den goldenen Gürtel und sagte: „Fürwahr, heute habe ich den besten Fang gemacht!“



Quellentwanderers Frühlingspläne.

Von Heinz Herbert.

In Schnee und Eis gehüllt grüßen uns die Berge. Und selbst in den Niederungen sorgt der März noch für eine mehr oder weniger dicke Schneedecke. Dennoch merkt man es: der Eisritter, bedroht von den Pfeilen der Sonne, verliert immer mehr an Macht, und die Tage seiner Herrschaft sind gezählt. Sogar im Hochgebirg tropft es an sonnigen Tagen von den freiliegenden Schneekrusten; die Tropfen sammeln sich und bilden zarte Quellen, die vielleicht im leichten Boden versickern, um an tiefer gelegener Stelle — vom felsigen Grunde aufgehalten — wieder hervorzutreseln. Zwischen hohen Bäumen und Felsen springt der Quell plätschernd zu Tal; neue Quellen schließen sich ihm an, bis dann im Talgrunde ein behäbiger Bach seine braunen Hochgebirgschneewässer den noch tieferen Gründen zutreibt, bis nach vielfachen Windungen und zahlreichen Zuflüssen ein ansehnlicher Fluß in den breiten Strom mündet, um dem Meere zuzurutschen.

Das Herz des Quellenwanderers jubelt bei dem Gedanken: im Frühjahr gibt's eine frohe Wanderfahrt, entlong am heimlichen Bache! Entweder als Stromläufer (mit der Strömung gehend) oder als Quellenfucher (der Sprudelquelle zu.) Väter beratschlagen mit ihren Söhnen, Lehrer mit ihren Schülern, Freunde untereinander, welche Richtung eingeschlagen werden soll. Und nun wird eine Landkarte besorrt, die den Lauf des Gewässers und seine Umgebung genau angibt. Hei, ist das eine Freude, in trüben Winterstunden, hinterm Ofen hockend, solche Frühlingswanderpläne auszuheden!

Doch die Sache ist gar nicht so einfach.

Zunächst wäre an Hand der Landkarte mit Kilometermaßstab festzustellen, wieviel Stunden oder Tage das neue Unternehmen benötigt. Sagen wir, des Quellenwanderers Ziel soll die 28 Kilometer in der Luftlinie entfernt liegende Sprudelquelle des heimlichen Gewässers sein. Man darf nun nicht etwa rechnen: 28 km zu je 15 Min. ergeben 420 Min. oder 7 Stunden. Denn wenn man gleich die einzelnen Windungen des Gewässers nicht mitmacht und vielleicht — auf breiter Landstraße dahingehend — selbst größere Krümmungen des immer sichtbar bleibenden Gewässers abkürzt, wird der Weg doch etwa $\frac{1}{3}$ bis $\frac{2}{3}$ länger sein, als man nach der Luftlinie zu rechnen gewohnt ist. Zweitens wäre im angegebenen Falle ein stetes Bergansteigen mit zu berücksichtigen. Und drittens ist der Ermüdung und den durch sie bedingten Ruhepausen Rechnung zu tragen. Eine in der Luftlinie 28 km entfernte Sprudelquelle wäre daher schwerlich in 7 Stunden, wohl aber voraussichtlich in 14 Stunden zu erreichen. 14 Stunden aber können von einem noch nicht ausgewachsenen Menschen nicht in einem Tage „abmarschiert“ werden, um so weniger, als das Wandern kein Wettlaufen noch ein stumpfes Dahintrotten sein soll. Hundert Schönheiten der Natur werden sich unterwegs dem Auge erschließen; hier wird ein zeichnerisches Talent veranlaßt, eine Skizze aufzunehmen, dort erscheint eine photographische Aufnahme sehr lohnend, da wieder findet der Pflanzen-, Steiner- oder Insektenfänger Gelegenheit, seine Herbarien oder seine Kästen zu bereichern. Ins Notizbuch gibt es Wegezeiten, Namen von erreichten Dörfern und allerhand Dinge einzutragen; vielleicht knüpft man auch bei dem Grusse „Gut Quell!“ eine neue Quellenwandererbekanntschaft an. Und bei einem gemütlichen Lindenwirt oder in einer idyllischen Mühle sitzt es sich wohl auch etwas länger als vorgesehen. Kurz und gut, der Quellenwanderer, der es sich zum schönen Ziel gesetzt hat, die Sprudelquelle eines seiner heimatischen Gewässer zu erkunden und damit seine geographischen

Kenntnisse zu bereichern, wird gut tun, bei seinem Reiseplan genügend Zeit in Rechnung zu setzen und lieber „Weile“ als „Eile“ gelten zu lassen. Sogar der Stromläufer, den es reizt, mit der Strömung zu wandern und das Anwachsen des Gewässers aufmerksam bis zur nächsten Einmündung zu verfolgen, sollte sich lieber eine Stunde oder einen Tag mehr Zeit lassen als durchaus nötig. Er wird dann mit viel größerem Genuß wandern, als wenn er in kurzer Zeit viel erreichen will.

Gelebt wird nach Art der Wandervögel und anderer Wandersleute. Wohl aber empfehlen wir, auf gutes, bequemes Schuhwerk zu achten. Kleidung nach Belieben, bis auf die weiß-blaue Sportmütze, deren Farben die Reinheit und Färbung des Wassers versinnbildlichen. Zu empfehlen ist es, ein Quellenwanderbuch anzulegen, in das alle Wanderungen, kurz behandelt, eingetragen werden. Welche Freude dann im Alter, kann man sich sagen: die und jene Wandertour zur Erforschung des heimatischen Geländes, besonders der Quellenläufe, hast du in jungen Jahren unternommen! Erst dann wird man so recht die Beschämung verstehen, die daraus spricht, wenn einer auf die Frage eines Fremden: „Wo entspringt Euer heimatischer Bach?“ antworten muß: „Ich — ja, ich weiß es nicht.“

Gut Quell! —

Doch da quietschte die hölzerne Gartentüre. Der Junge erblickte eine Kochmamsell in weißer Schürze und mit weißem Häubchen. Sie hielt mit beiden Händen eine großmächtige Porzellanschüssel, aus der weißer Schaum herausquoll. Ohne weiteres kam die Mamsell auf Erwin zu, machte einen höflichen, aber etwas spöttischen Knicks und stellte die Schüssel neben Erwins Kopf, indem sie meinte: „Hier, junger Herr, eine Schüssel Schlagfahne!“

Nun scherte sie, wendete sich um und begab sich wieder so rasch, als sie gekommen, aus dem Garten. Erwin hörte, wie unter ihren Tritten der Kies knirschte. Dann quietschte wieder das Gartenpförtchen und die Schritte verhallten im Hofe. Er war wieder allein . . .

Fürs erste war er maßlos verblüfft. Ging denn das eigentlich mit rechten Dingen zu? Wer war denn die Mamsell? Und was bezweckte sie denn damit, daß sie ihm eine großmächtige Schüssel voll Schlagfahne vor die Nase setzte? War er denn in ein Schlaffenland geraten? Doch mochte es sein wie es wollte — jetzt hieß es zulangen.

Erwin wollte sich erheben. Doch ging es nicht. Seine Glieder waren wie von Blei und verharrten vollständig in ihrer Lage. „Aber das ist doch dumm“, murmelte Erwin, „wie kommt es nur, daß ich mich gar nicht mehr bewegen kann?!“



Ein Briefträger in den Cordilleren.



Ein Brieftransport im russischen Uralgebirge.

Ein Ferienspuk.

Von Peter Langhof.

Erwin hatte sich, vom Lesen müde, ins hohe Gras ausgestreckt und legte nun auch das Buch „In Sturm und Not im Lenkballon“ beiseite. Es ist so heiß, dachte er, — hei, wenn ich jetzt etwas Fruchteis oder einen Teller Schlagfahne da hätte! Doch dies blieb nun heute ein frommer Wunsch. Die Großeltern, bei denen seine Sommerferien verbrachte, ließen es zwar an nichts fehlen, er waren aber Ledereien ziemlich abhold. So mußte denn Erwin sehen, wie er sich Kühlung verschaffte. Er wälzte sich in den Schatten eines Birnbaums, drückte die hohen, kühlen Halme an beide Backen und sah hinauf zum blauen Sommerhimmel, der durch die Maschen des Laubes sichtbar wurde. Dort oben segelte ein ganz kleines Wolkenschäfchen dahin, darunter jubilierte eine Lerche und viel, viel tiefer spielten zwei gelbe Schmetterlinge miteinander. Aber ihm aber zitterte das Laub des Birnbaums und fuhr gleichsam schreckhaft zusammen, wenn unversehens ein Lüftchen darüber hinstrich. Außer dem Gesange der Lerche und dem Zirpen einer Grille war's still — mittäglich still. Erwin atmete tief auf und murmelte: „Solche Hitze macht müde; ich könnte wohl eine Stunde lang liegen bleiben, ohne mich zu rühren.“ —

Schrrrr — schrrrr — prrrrr — prrrrr.

Ja, was war denn das?

Dem Jungen wurde fast ängstlich zumute. Er sah nach links und nach rechts: ihm war, als komme ein großer Vogel angeflogen, doch er konnte ihn nicht erblicken.

Da erklang zum zweiten Male das eigentümliche Schnarren und Klappern.

Schrrrr — schrrrr — prrrrr — prrrrr —

Da!! — Erwin riß die Augen auf!

Ja, war denn das möglich!?

Hoch oben in den Lüften ein lenkbares Luftschiff! Majestätisch, sicher und langsam kam es herangeflogen, um über Erwin stehen zu bleiben.

Der Junge wollte aufspringen und das seltsame Ereignis den Großeltern melden. Doch — wie dumm! — er konnte sich noch immer nicht von der Stelle bewegen. Wie festgenagelt lag er neben der Schüssel mit Schlagfahne im Grase. Was war denn das nur?

Gar nicht lange dauerte es, da begann das Luftschiff zu kreisen und näherte sich, wie an einer Schraube, immer mehr der Erde. Nun blieb es wieder stehen. Der Kopf eines Mannes wurde sichtbar. Deutlich konnte Erwin unterscheiden, daß der Herr sich mittels eines Fernglases die Gegend besah.

Plötzlich durchzuckte den Jungen ein jäher Schreck — jenem Manne oben war das Fernglas aus der Hand gefallen. Mit großer Geschwindigkeit fiel es nieder. Unter ganz verzweifeltsten Anstrengungen suchte sich Erwin zu erheben und stammelte: „Fort! fort! Sonst fällt mir das Ding direkt auf die Nase!“ Doch wie er sich auch mühte, er konnte nicht von der Stelle. Ihm brach der Schweiß aus, als er bemerkte, daß das Fernglas von dem sanft sächelnden Lüftchen nach keiner Seite hin abgetrieben wurde, sondern pfeilgeschwind auf seinen Kopf zusauste.

Da — fsssss — pardanz!! Klatschend fiel es in die Schüssel mit Schlagsahne, deren Inhalt meterhoch aufspritzte und Erwins Gesicht mit lauter kleinen Schaumhäufchen verzierte.

Einige Sekunden war der Junge starr vor Schreck.

Dann versuchte er möglichst weit die Junge herauszutreten und mit ihr in der nächsten Umgebung herumzutreiben, um von dem weißen Schaum zu kosten. Aber pfui, und abermals pfui —

Seifenschaum, nichtswürdiger Seifenschaum war verspritzt worden! Nun kam zum Durst auch noch die brennende Schärfe und der Ekel!

Doch nicht genug damit. Wie auf Zauberwort erschienen auf einmal am Himmel Dutzende von lenkbaren Luftschiffen, die da oben lustig manövierten, kreuz und quer fuhren und sich schließlich dicht um das erste Luftschiff scharten.

Sieh da, jetzt verdunkelte sich plötzlich der Himmel. Wie ein Nebel kam's von den Luftschiffen nieder. Das war ausgeworfener Sand! Und richtig, jetzt prasselte es wie ein Hagel hundert- und tausendkörnig auf Erwins Gesicht nieder, daß der arme Junge vor Schmerz aufschrie und erwachte.

Ein Traum!! Erwin lachte und sprang auf. Nirgends war natürlich ein Luftschiff zu sehen. Auch die Mamsell mit der Schüssel war nur eine Traumgestalt gewesen. Kopfschüttelnd gab er sich aus dem Garten und meinte für sich: „So ein Luftschiff ist ja ganz schön. Wenn nur das Herunterfallen nicht wäre!“

Unsere Bilder.

Die Briefträger

haben auch bei uns einen harten Dienst, er läßt sich in dessen keineswegs vergleichen mit den Strapazen, welche die Briefbeförderung in ferne, unwegsame und einen großen Teil des Jahres hindurch dazu noch recht unwirtlichen Gegenden erfordert. Daß die Briefbeförderung in solchen Gegenden ihre Mühen hat, das seht ihr den Postboten in den nordamerikanischen Kordillern an, dem Teil jener gewaltigen Bergkette, welche den ganzen Erdteil Amerika von dem Feuerland-Archipel bis zur Beringsstraße im Norden, in geringer Entfernung vom Stillen Ozean, in einer Länge von über 15 000 Kilometer durchzieht. Schwerer noch als die Briefträger in den Kordillern haben es die Briefträger im russischen Uralgebirge. Die müssen sich nicht nur mit guten Waffen versehen, um es erforderlichen Falles mit einem Rudel Wölfe aufnehmen zu können, sie müssen dazu noch Schaufeln mitnehmen, da es oft vorkommt, daß sie sich den Weg durch hohe Schneeschwelen selbst bahnen müssen. Daß es unter solchen Umständen nicht selten zu recht erheblichen Verspätungen der Post kommt, liegt auf der Hand. Die Sicherheit des Transportes leidet natürlich auch unter der schwierigen Beförderung recht erheblich.

Das Leben im Juni.

Der Monat Mai gilt für die schönste Zeit des Jahres, doch wäre es vielleicht richtiger, wenn man den Juni als „Wonnemond“ bezeichnen würde. Die rauhen Tage und die letzten Nachfröste mit ihren oft traurigen Folgen liegen hinter uns. Die Entfaltung des Lebens in der Natur ist von Tag zu Tag üppiger geworden. Die Rosen duften. Herrlich blühen Sträucher und Bäume. Jetzt werden auch im Garten buntfarbige Rabatten bergerichtet und die Palmen aus dem Überwinterungsraum ins Freie gebracht. Buntschimmernd liegt der Wiesenplan vor uns. Die Wälder sind wohligh warm geworden und zeigen entzückendes Venarün. Und diese schönen Abende, da die Amsel vom Haus flötet, Glühwürmchen durch die Luft fliegen und ein Wogen der Düfte von Jasmin und Rosen uns spielerisch umfächelt!

Die Kornfelder lassen wieder durch „enge Gassen“ gehen. Zum Tiefblau der Kornblume paßt ganz reizend das flammende Rot des Mohns. Pfauenaugen wiegen sich überm blühenden Klee. Der Kirschbaum bringt das erste Baumobst; die aromatische Erdbeere reift im Walde, im Garten. Der

Winzer freut sich der blühenden Rebe und hofft auf ein gutes Weinjahr. Nelke und Glockenblume, Weiß- und Rotebrennstein steh'n in Blüte; herrlich anzuseh'n sind jetzt die Kirchhöfe mit ihrem überreichen Rosenschmuck!

Doch sehen wir uns im Tierreich um. Krokodile und Grünfinken haben flügge Junge. Gegen Ende des Monats verstummen die meisten Singvögel. Im Felde sitzt der Hase zum 2. oder 3. Mal. Im Walde umsteht'n das Reh die niedlichen „Küchlein“. Hirsche haben Kälber. Nun ist auch die Zeit gekommen, wo Lachs und Elritze laichen. Bremsen und Schnaken machen sich unliebsam bemerkbar. Bläulinge und Augenfaller, Ordensbänderraupen und Tagpfauenaugen sind zu finden.

Rauschend strömt der erste Gewitterregen nieder, um Kühlung und Laßal zu bringen nach dem heißen Tag. Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand: die Tage sind am längsten. Am 22. Juni haben wir Sommer Sonnenwende. Es kommen nun bald Ferien; die Reise- und Bäderzeit beginnt!



Knabenlied.

Nach der Melodie:
„Was hasten die Trompeten etc.“

O Freunde, liebe Freunde, ich bitte euch sehr,
Kommt mit mir auf die Wiese am rauschenden Wehr,
Wo alle die Füchse und Pfau'augen sind —
Dort wollen wir uns tummeln, o kommt doch geschwind!
O Freunde, liebe Freunde usw.

Mein Drachen, der mag steigen zum Himmel hinauf,
Doch dürft ihr nicht lachen — ein Teuflein ist drauf.
Das Teuflein soll springen hoch über das Feld,
Und weit überschauen die herrliche Welt!
Mein Drachen, der mag steigen usw.

Ach, könnt ich wie der Drachen zum Himmel empor!
Dort oben, da singen die Engel im Chor!
Da schläft jetzt Frau Holle auf schneeweißem Flaum
Und reckt sich und streckt sich und grüßt uns im Traum.
Ach, könnt ich wie der Drachen usw.

Otto Promber.

Über die Nützlichkeit des Elefanten.

Man muß ihn in den Wäldern Ober-Burmas und der Laos-Staaten, beim Herausschleifen gefällter Bäume in den Holzschneidemühlen Ranguns und Mulmains, in denen er die gefällten Hölzer vom Fluß nach dem Sägetisch und später die geschnittenen Bretter von letzterem wieder zum Stapelplatz bringt, muß ihn als Lasttier auf kriegerischen und friedlichen Expeditionen, im schwierigsten Gelände, auf Reisen und Tigerjagden kennen gelernt haben, um ermessen zu können, welchen enormen Wert der gezähmte Elefant für den Menschen besitzt. Nur wer den Elefanten in Indien, Siam oder auf Ceylon kennen gelernt hat, ist imstande, zu beurteilen, welche kolossale Arbeitskraft in Afrika früher durch das Hinmorden von jährlich 50- bis 70 000 Elefanten vernichtet wurde. Was könnten diese Tiere, die im dunklen Weltteil lediglich ihrer Zähne wegen, getötet werden, zur Erschließung dieses Erdteils, zur Zivilisation seiner Bewohner beitragen, wenn sie in gleicher Weise in den Dienst der Menschheit gestellt würden, wie ihre asiatischen Vettern?

Kinderhumor.

Vater: „Hans, du hast dich wieder mit einem andern Jungen geprügelt. Wie kann man sich nur so zuriichten lassen!“
— Hans: „Aber Papa, du weißt ja gar nicht, wie der andere aussieht!“

Die Mutter kommt ins Zimmer und sieht Ada schreiend unter dem Stuhle liegen. Sie zieht das Kind hervor, beruhigt es und gibt ihm ein Stück Schokolade. Als sie wieder hinausgehen will, hört sie das Brüderrchen zum Schwesterchen sagen: „Du, Uda, morgen aber leg' ich mich untern Stuhl und brüll'; übermorgen kommst du dann wieder dran!“

Lehrer: „Und welche Beweise haben wir dafür, daß z. B. in Afrika, da, wo sich heute Wüsten befinden, früher Wasser war?“
— Schüler: „Weil dort die Eingeborenen noch heute in Badehosen umherlaufen.“

Scherzfragen.

Welches Blatt wird nur mit Zahlen beschrieben?
Wo wandern die pommerschen Gänse hin?
Welche Tiere haben den Rachen hinten?
In welches Horn hat noch keiner geblasen?

Auflösung des Rätsels aus der vorigen Nummer:

Wein, Wien.